

Imma Luise Harms

Dünne Haut und dickes Fell

Geschichten vom Land

Aufland Verlag Croustillier

Imma Harms, Jahrgang 1949, Journalistin und Dokumentarfilmerin, war 30 Jahre lang leidenschaftliche Kreuzbergerin. Seit 1998 lebt sie auf dem Gutshof Reichenow, einer Stadtkultur-Enklave von 30 Künstlerinnen und Künstlern östlich von Berlin am Rande des Oderbruchs. Sie versucht beharrlich, Stadt- und Landkultur zu verkoppeln, engagiert sich in der Dorfpolitik und hat verschiedenste Formen kollektiver ländlicher Subsistenz in der Region mitentwickelt. Als Dozentin für Filmanalyse und mit ihrem Blog Jottwehdeh auf dem Internetportal der taz hält sie die Bindung an die städtischen Diskurse weiter aufrecht.

Alle Rechte vorbehalten.
2013 Aufland Verlag GbR,
Croustillier 20, 16259 Oderaue
auflandverlag.de
Printed in Germany
ISBN 978-3-944249-01-8

Inhalt

Vorwort	7
Eimerweise	10
Dicke Socken	14
Den Druck aus den Gefäßen nehmen	30
Ab nach Hause – Wo ist das?	35
Die Schweine sind tot	41
Seufzend satt sein	55
Der Auftritt der Oderbruchgöttin	64
“Vorwärts immer Rückwärts nimmer”?!	81
Tag ohne Titel	86
Kartoffelernte	95
Gedanken gegen die Schwerkraft	109
Sunneklaas – it’s a man’s world!	116
Lohn und Brot	128
Wenn die Sache erst einen Namen hat	140
Der Anamorphot	150
Helden	173
Über die Oder	185
Verwerten und Bevorraten	195
Eine wahre Geschichte von Leben und Tod	206
Weit reichende Verbindungen	219
Vom Einweichen	234
Die Leine	243
Ein tiefes Alter – Gespräch mit der Mutter	252
Welke Blätter – schwarze Vögel	259
Ein Sehr weites Feld	264

Vorwort

Viele Städter zog und zieht es hinaus auf Land. Früher markierten hier im Osten Deutschlands die Schnitterkasernen für die Saisonarbeiter der großen Güter oder später die Neubaublocks für die jungen, hof- und landlosen Mitarbeiter der landwirtschaftlichen Produktionsgenossenschaften das Ende des Dorfes. Heute sind es Eigenheime, deren Bewohner ihr Arbeitsleben in den Städten fortsetzen – das ist kein Vorwurf, im Dorf gäbe es eh keine Arbeit für so viele Angestellte. Aber die Dörfer vollziehen einen Wandel: Sie werden zum Stadtteil. Aus der Stadtflucht wird eine landnehmende Verstädterung.

Nur wenige Städter gehen weiter, verlagern Arbeit und Leben aufs Land und bemühen sich Jottwehdeh, „janz weit draußen“, wie der Berliner sagt, um einen neuen Lebensmittelpunkt. Auch sie verändern die Dörfer. Aber indem sie meist vorhandene Gebäude und Hofstellen für ihre Zwecke neu einrichten, Arbeitskraft und Produktionsmittel mitbringen, auf eine belebende Art und Weise. Ganz weit draußen wird dann schnell zu ganz tief drinnen. Dass ihre Produkte – egal ob Kunst, Yogakurs oder Biogemüse – auf den städtischen Markt zielen, ist unerheblich. Aus den Dörfern wurde immer an die Städte geliefert. Wichtig ist, dass es überhaupt noch eine produktive Beziehung gibt.

Imma Harms ist diesen Schritt weiter gegangen. 1998 zog sie mit Freunden für die zweite Hälfte ihres Lebens von Kreuzberg im Herzen Berlins nach Reichenow, auf einen Gutshof am Rand der Barnimer Platte. In einer alten Scheune entstanden Wohnungen, Ateliers, Büros, eine Kneipe. Hier war möglich, woran im teuren Berlin kaum zu denken war: ein Videostudio wurde eingerichtet, in dem Filme für Land und Stadt produziert werden. Nicht ganz nebenher werden ein paar Schweine gehalten, Kartoffeln angebaut. Was im Garten oder an Arbeitszeit übrig bleibt, wird zum Tausch angeboten, im Dorf und darüber hinaus. Der Anspruch, das eigene Lebensumfeld mit zu gestalten, führt in den Dorfkulturverein und den Gemeinderat. Die Städte geraten dabei keinesfalls aus dem Blick. Ob Wriezen, Strausberg oder immer wieder Berlin, die Wege dorthin sind lebenswichtig. Nicht in erster Linie der Einkäufe und Verwaltungsgänge wegen; es sind die kulturellen und künstlerischen Impulse, die intellektuellen Herausforderungen und der Kontakt zu dem Markt, für den produziert wird, der die Großstadt zum Teil des Dorfes werden lässt.

Als Journalistin und Dokumentarfilmerin im genauen Blick aufs Leben geübt, beschreibt und reflektiert Imma Harms kontinuierlich ihr Leben auf dem Land. Entstanden ist eine Vielzahl kurzweiliger Texte. Sie erzählen von alltäglichen Dingen und Verrichtungen, vom Einkochen, vom Kampf mit den Brennesseln im Garten, vom Einweichen und Abspülen, nehmen uns

Leser mit auf skurrile Ausflüge ins nahe und weitere Umland Reichenows, ins Oderbruch, nach Polen oder zu einem nichtkommerziellen Kulturtransfer im Zeichen der Kartoffel in die Uckermark, werfen heitere bis wolkige Blicke ins Lokalpolitische, sparen melancholische Augenblicke und Trauer nicht aus, schweigen nicht vom Älterwerden – kurz: Sie sind voller Leben. Aber nicht nur das. Imma Harms ist von einer solchen Aufmerksamkeit, Wissenslust und Freude am Nachdenken und Verstehen angetrieben, dass ihr ein Loch im Strumpf zum Anlass wird, über die Bankenkrise zu philosophieren, oder ein Besuch im alten Kreuzberger Kiez dazu führt, dass sie aufgebracht über die optischen Angriffe der Werbung auf den öffentlichen Stadtraum kurzer Hand eine kritische Theorie des Gesichtsfeldes entwirft.

Das vorliegende Buch versammelt einige dieser Texte. Ursprünglich für einen Blog geschrieben, den Imma Harms unter dem Titel Jottwehdeh für die Internetseiten der Tageszeitung taz betreibt, wurden sie für diese Ausgabe durchgesehen, und wo es nötig erschien, bearbeitet. Sie sind eine Einladung, jenseits all der Klischees Einblicke ins Landleben zu gewinnen. Aus meiner Perspektive als Kleinstädter habe ich sie mit Genuss und Gewinn angenommen. Ich hoffe, Sie können dies auch.

Lars Fischer, April 2013

Eimerweise

Ich hab Geburtstag heute. Ob jemand kommt, weiß ich nicht. Ich konnte mich lange nicht entscheiden, ob ich einladen will. Ob das anstrengend wird.

„Soll ich nun noch ne Torte machen?“, fragt Thomas. Einen Nusskuchen hat er schon gestern Abend gebacken. Da war ich zwei Bekannten begegnet und hatte sie spontan eingeladen. Dann kam's mir so vor, dass eine Torte vielleicht doch zu wenig wäre.

Vom Morgen aus betrachtet sieht's wieder nicht nach Gästen aus. Ich wohne halt Jottwehdeh, nicht in Berlin um die Ecke, wo man mal vorbeischaun kann. Hier schaut keiner vorbei, außer die Nachbarn, wenn sie einen Wink kriegen. Die haben grad vor drei Tagen bei einem anderen Geburtstag ausgiebig zusammengesessen.

Aber Torte wäre doch nett. Kuchen kann man einfrieren, verschenken, mitnehmen, noch ein, zwei Tage später essen. Also Thomas macht noch die Torte.

Mein Geburtstag fällt zwischen die verschiedenen Stadien der Obstreife. Die Erdbeeren sind durch, die Johannisbeeren, auch die meisten Kirschen. Pflaumen usw. sind noch lange nicht so weit. Sauerkirschen gibt's noch. Ich habe ein Bäumchen, das ich vor vier Jahren gepflanzt habe. Es ist vor Vernachlässigung fast eingegangen. Dem

Skelett verspreche ich in jedem Herbst, dass ich es im nächsten Frühling besser pflege, aber dann ist doch immer wieder irgendwas anderes. Ein Seitentrieb hat die Lebenskraft weiter erhalten. Er hing in diesem Sommer voller Früchte. Ich war so dankbar, dass ich sie einzeln gepflückt und die köstliche Säure aus den fast schwarzen Kirschen gelutscht habe. Die sind also alle.

Im Gutshofgarten gibt es nur noch Sauerkirschen mit unklaren Eigentumsverhältnissen. Einfacher ist es, der Einladung von W. zu folgen, der am Ende der Neuen Dorfstraße wohnt und seine Kirschen zum Pflücken angeboten hat.

Thomas kommt mit einem Eimer wieder und will sich die Zange zum Entsteinen holen. Aber ich habe doch die tolle Entsteinmaschine, wo sich die Kirschen aus einem Depot nacheinander in einen Schacht schieben und ihnen rupps, rupps, rupps die Kerne rausgestanzt werden. Thomas ist nicht so fürs Effektive, aber ich liebe gut durchdachte Maschinen, ich liebe die Eleganz des verflüssigten Arbeitsablaufs.

„Darf ich die Kirschen entsteinen?“

„Na, von mir aus. Musst du aber wohl erst noch waschen.“ Ich lasse Wasser in den Eimer mit den Kirschen laufen und sehe, dass es am Boden wieder rausläuft, glücklicherweise ins Spülbecken. Thomas beobachtet mich.

„Das ist doch der kaputte Eimer“, sage ich.

„Ja, das ist der Eimer, den du weggeworfen hast und

den ich aus dem Müll wieder rausgezogen habe.“ „Aber der Eimer ist kaputt!“

„Ja sicher, aber das steht doch auch drauf!“

Tatsächlich steht auf der Außenseite „undicht!“. Der Schriftzug sieht aus wie eine Naht, ist aber keine. Und man bekuckt auch nicht unbedingt einen Eimer darauf hin, ob Gebrauchshinweise auf ihm vermerkt sind, bevor man ihn zur Hand nimmt.

Das letzte Mal, als mir dieser Eimer ein Missgeschick bereitet hatte, fiel mir das Lied „Ein Loch ist im Eimer...“ ein, und ich musste über die vierte Strophe nachdenken, nachdem die dumme Liese gesagt kriegt, sie soll das Loch dann eben zustopfen, und sie weiß nicht womit, und kriegt dann zur Antwort: „mit Stroh – dumme Liese, dumme Liese, dumme Liese!“ Wieso kann man ein Loch im Eimer mit Stroh zustopfen? „Wieso?“ hat die dumme Liese in dem Lied nicht gefragt. Meine Eltern haben mich, als ich klein war, auch Liese genannt. Aber ich habe immer „wieso?“ gefragt.

Hier allerdings liegen die kausalen Zusammenhänge auf der Hand, es geht eher um eine Abwägungsfrage der Verfügungsgewalt.

Thomas sagt: „Das ist mein Eimer, den kannst du nicht einfach wegwerfen.“

Ich sage: „Aber wenn er doch hier oder am Bauwagen rumsteht und ich nehme ihn, dann habe ich doch die Sauerei.“

„Aber das steht doch drauf“, wiederholt Thomas.

„Da denkt man doch nicht dran in dem Moment“, versuche ich es noch mal. Da ist nichts zu machen.

„Der Eimer ist meiner, ich komm damit klar, dass er kaputt ist. Der Eimer wird nicht weggeworfen.“ Und noch ein versöhnliches Argument: „Vielleicht kommen noch mal Zeiten, wo wir uns auch über einen kaputten Eimer freuen.“

Von solchen Gegenständen, über die wir uns an anderen Orten, zu anderen Zeiten und unter anderen Umständen freuen würden, haben wir schon viel zu viel in unserer Obhut. Finde ich. Findet Thomas nicht. Der Eimer wird geleert, Thomas nimmt ihn an sich und führt ihn zurück in seinen Haushalt, der vierundfünfzig Schritte von dem meinen entfernt ist. Ich spreche einen Bann über ihn aus. Wenn er in meinem Haushalt noch mal auftaucht, bringe ich ihn in den Müll. Und zwar vergrabe ich ihn dann so tief in der gelben Tonne, dass Thomas ihn nicht wieder findet.

Thomas geht den Tortenboden backen. Ich entsteine singend die Kirschen. Vielleicht kommt ja doch jemand.

Dicke Socken

Ein Wollfaden ist eigentlich nicht dick, auch ein dickerer nicht. Er ist vielmehr flauschig. Das heißt, wenn man den Wollfaden lässt, wie er will, plustert er sich auf; die Fasern gehen auf Abstand zueinander und lassen Luft zwischen sich. Das hängt damit zusammen, dass Fasern aus tierischem Haar widerspenstig sind; ihre elastische Molekülstruktur bewirkt, dass sie sich unter äußerem Einfluss zwar verformen, aber wenn der Druck nachlässt, trotzig in ihre Ausgangshaltung zurückgehen.

Material, das einen weniger ausgeprägten Eigenwillen hat und ergeben in der aufgezwungenen Form bleibt, nennt man plastisch. Baumwolle ist eher plastisch. Dicke Baumwollfäden sind deshalb wirklich dick. Zum Beispiel kann man sie schwer durch eine Stopfnadel fädeln. Aber es kommt auch selten vor, dass man das versucht. Höchstens, wenn man einen Baumwollpullover gestrickt hat und die Fäden vernähen will. Viele verknoten die Enden einfach und schneiden sie ab. Das soll man nicht, weil der gestrickte Stoff sich ziehen soll, und dann sind die Knoten im Weg.

Wirkware

Dicke Socken sind meistens aus Wolle gestrickt. Die kleinen Intimzonen, die die Faserchen um sich bilden,

halten die Luftmoleküle fest. Das hält warm, denn die Wärme verlässt den Körper nicht durch die Luft sondern mit der Luft. Wenn die sich nicht mehr bewegen kann, kann sie auch die Wärme nicht wegschaffen.

Jetzt fällt mir wieder ein, was ich in Strausberg wollte. Thomas hat dort etwas zu besorgen und ich bin mitgefahren mit der vagen Erinnerung, dass ich irgendwas suchen wollte. Thomas verschwindet in irgendwelchen Einzelhandelsgeschäften in der Einkaufsstraße. Ich betrete ein Unterwäsche-Fachgeschäft, denn es ist eine Strumpfhose, eine warme, die ich mir anschaffen wollte.

Wie selbstverständlich ziehen wir uns einen Strumpf über, aber wie wenig beachten wir dabei das Wunderwerk der über Jahrhunderte entwickelten kulturellen Technik des Strickens? Aus einem Faden eine zweidimensionale Fläche zu schaffen und diese auch noch zu einem dreidimensionalen Gebilde auszuformen, einer zweiten Haut, die sich dehnen und überstreifen lässt! „Wirken“ heißt das Stricken in altertümlicher Sprache. Und in der Tat, wie eine wirksame, hochkomplexe Struktur mit vielen Verbindlichkeiten und Abhängigkeiten hält das Gestrickte zusammen. Der Faden bringt aus sich selbst Maschen hervor, scheinbar sinnlose Umwege, Spitzkehren, die von der Nadel gehalten werden, bevor mithilfe einer zweiten Nadel die nächste Reihe von Maschen sich dauerhaft in ihnen einhängt. Taucht der Faden gleich mehrmals in eine Masche, bilden sich Ausbuchtungen, fasst er mehrere Maschen mit einem

Griff, entstehen Verengungen. Richtig angewandt entstehen so Beulen im Gestrickten, in die zum Beispiel die Ferse des Fußes hineinpasst.

Greift der Faden von vorn, wird es eine „rechte“ Masche, die übereinander aufgereiht wie ein Zopfmuster aussieht. Greift er von hinten, so nennt man die Masche „links“; in der Reihe wirkt sie wie ein Wellenmuster. Wie im wirklichen Leben ist „rechts“ von der Rückseite betrachtet „links“. Wechseln sich rechte und linke Maschen ab, entsteht ein rippenartiges Muster, das durch die Spannung des verdrehten Fadens besonders elastisch ist, damit zum Beispiel der Schaft einer Socke sich sanft und sicher um den Knöchel schließt.

Offene Wechsel

Die Strickware erinnert an ein komplexes Verschuldungssystem – jede Masche ein offener Wechsel, ein uneingelöstes Versprechen, abgesichert durch andere Versprechungen, auch sie eingebaut in ein weiter wucherndes Sicherungsnetz. Jede Fadenreihe ist Schuldner und Gläubiger zugleich. Vertrauensvoll lässt sich die Masche von der Fadenreihe über ihr halten, deren Kraft aber einzig am Vertrauen auf die Tragfähigkeit der darüber liegenden Reihe hängt, und so weiter.

Die Wäschefachverkäuferin ist eine stattliche vollbusige Dame in meinem Alter blonden Strähnchen im Haarschopf, dezent geschminkten Lippen und mütterlich wohlwollendem Blick. Der kleine, mit Ständern

vollgestellte Wäschsalon ist ihr Wirkungsbereich. Unterwäsche, Schlafanzüge, Morgenmäntel in gedeckten, aber freundlichen Farben, solide Markennamen, handgeschriebene Preise. Ein gläserner Verkaufstisch mit Holzeinschüben, in denen ansprechende Accessoires darauf warten, dass der interessierte Blick auf sie fällt.

Wollfäden sind flauschig, aber nicht sehr stabil. Ob das daran liegt, dass die einzelnen Fasern kurz sind, sich im gesponnenen Faden nicht richtig aneinander festhalten oder ob die Molekülketten aus Aminosäuren brüchig sind, weiß ich nicht. Jedenfalls kann ein Wollfaden, wenn man an ihm zerrt und rubbelt, leicht dünn werden und dann reißen. Und schon haben die Socken, dort wo die Ferse an der Schuhkappe scheuert oder wo die Zehen immer wieder in die Schuhspitze hineinstoßen, ein Loch.

Das Loch als Problem

Warum ist das Loch im Strumpf ein Problem? Nicht weil die Wärme dadurch entweicht, sondern weil aus dem kleinen Loch unweigerlich ein großes Loch wird, wenn man nichts unternimmt. Reißt der Faden, zieht er sich aus dem Haltegriff mehrerer Maschen zurück und kann selbst auch nichts mehr halten.

Das ist wie bei einem Börsencrash. Es ist falsch, solche ökonomische Katastrophen als Kettenreaktionen zu bezeichnen. Eine gerissene Kette ist durchaus noch zu retten – die beiden voneinander gelösten Enden haben